

GUIDO KNOPP
Hitlers Manager

Buch

Ein Diktator allein kann nichts bewirken. Er braucht Helfer. Eine Binsenweisheit, die in Deutschland immer noch für Aufregung sorgt. Albert Speer, Wernher von Braun, Alfred Jodl, Ferdinand Porsche, Gustav Krupp und Hjalmar Schacht – sechs Karrieren, deren Wirkung im Geflecht der Diktatur ganz unterschiedlich war. Das NS-Regime brauchte Manager. Ohne sie, die Meister ihres Fachs als Banker, Unternehmer, Konstrukteure, Ingenieure oder Militärs, wäre Hitlers Reich nicht effektiv gewesen. Und so ergriffen sie die Chance für kompetente Karrieren, enorme Profite und wirtschaftliche Expansion. Wer nicht mitzog, nahm nicht teil am allseits propagierten Aufschwung. Wer bedeutend war und nicht ins Exil ging, geriet fast zwangsläufig in den Sog der Macht. Viele derer, die zu Hitlers Managern geworden sind, zogen sich auf das Argument zurück, man habe nur das eigene Metier im Blick gehabt und nicht die Machenschaften des Regimes. Und jeder musste sich entscheiden: für oder wider – und damit für oder gegen die eigene Zukunft im NS-Staat. Erfolg war vielen wichtiger als das eigene Gewissen. Unter ihnen waren begabte und herausragende Männer.

Autor

Prof. Dr. Guido Knopp, geboren 1948, war nach dem Geschichtsstudium Redakteur der »FAZ« und Auslandschef der »Welt am Sonntag«. Seit 1984 leitet er die ZDF-Redaktion Zeitgeschichte und unterrichtet an einer deutschen Hochschule Journalistik. Für seine Fernseh-Dokumentationen, die auch in Buchform erschienen sind, hat er zahlreiche Auszeichnungen erhalten, u.a. den Jakob-Kaiser-Preis und das Bundesverdienstkreuz.

Im Goldmann Verlag ist von Guido Knopp außerdem erschienen:

Hitler – Eine Bilanz (15352); Hitlers Helfer I (12762); Hitlers Helfer II (15017); Hitlers Krieger (15045); Hitlers Kinder (15121); Hitlers Frauen (15212); Holocaust (15152); Die SS (15252); Die Saat des Krieges (15037); Kanzler (15067) Top-Spione (12725); Unser Jahrhundert (15044); Vatikan (15007); Die Gefangenen (15323); Sie wollten Hitler töten (15340); Stalingrad (15372)

Guido Knopp

Hitlers Manager

In Zusammenarbeit
mit Stefan Brauburger, Friederike Dreykluft,
Anja Greulich, Rudolf Gültner,
Bernd Mütter, Friedrich Scherer

Redaktion: Mario Sporn

GOLDMANN

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend

2. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2007
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2004
by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Corbis/John Springer Collection (JS1565299)
KF · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-15423-4

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Vorwort 7

Der Aufrüster

Knopp/Greulich

-15-

Der Raketenmann

Knopp/Brauburger

-81-

Der General

Knopp/Scherer

-143-

Die Waffenschmiede

Knopp/Mütter

-205-

Der Techniker

Knopp/Dreykluft

-269-

Der Bankier

Knopp/Gültner

-333-

Ausgewählte Literatur 401

Personenregister 405

Orts- und Sachregister 410

Abbildungsnachweis 416

Hitlers Manager

Waren sie willige Helfer der Nazis, dachten sie nur an den eigenen Erfolg? Konnten sie sich der Vereinnahmung durch Hitlers Diktatur nicht entziehen? Hätten sie es tun können, wenn sie es gewollt hätten?

Speer, Braun, Jodl, Porsche, Krupp und Schacht – sechs Karrieren, deren Wirkung im Geflecht der Diktatur ganz unterschiedlich war. Das NS-Regime brauchte Manager, wenngleich es dieses Nachkriegswort nicht selbst benutzte: Ohne sie, die »Meister« ihres Fachs als Banker, Unternehmer, Konstrukteure, Ingenieure oder Militärs, wäre Hitlers Reich nicht effektiv gewesen. Und so ergriffen sie die Chance für kompetente Karrieren, enorme Profite und wirtschaftliche Expansion.

Wer nicht mitzog, nahm nicht teil am allseits propagierten Aufschwung. Wer bedeutend war und nicht in das Exil ging, der geriet zwangsläufig in den Sog der Macht. Viele derer, die zu Hitlers Managern geworden sind, zogen sich auf das Argument zurück, man habe nur das eigene Metier im Blick gehabt und nicht die Machenschaften des Regimes. Und jeder musste sich entscheiden: für oder wider – und damit für oder gegen die eigene Karriere. Erfolg war schließlich weithin wichtiger als das Gewissen. Viele waren gute und begabte Männer. Die Geschichte ihrer ganz persönlichen Verstrickung ist ein Lehrstück für uns alle – und für alle Zeiten.

Albert Speer, der Baumeister und Aufrüster, gab der braunen Ideologie die steinerne Form. Hitlers Lieblingsarchitekt lieferte die Pläne für die Stätten zementierter Geltungssucht. Der Mentor war begeistert von der Arbeit seines Ziehsohnes, der für ihn die »Welthauptstadt Germania« bauen sollte. »Für einen großen Bau hätte ich wie Faust meine Seele verkauft«, erinnerte sich Speer Jahrzehnte später. »Nun hatte ich meinen Mephisto gefunden.«

Speer und Hitler waren wie ein Liebespaar, verbunden durch die Leidenschaft fürs Bauen. Hätte Hitler einen Freund gehabt, erklärte Speer nach Kriegsende, so wäre er es gewesen.

Was er gebaut hat, ist im Feuersturm verbrannt. Was bleibt, sind Bilder – etwa von den Inszenierungen bei Nacht: dem legendären Lichtdom etwa, »meiner schönsten Raumschöpfung«, wie Speer selbst meinte.

Den vielseitig Begabten ernannte Hitler nach dem Tode Todts zum »Reichsminister für Bewaffnung und Munition«. Der tatkräftige Speer versprach ein »Rüstungswunder« – und hielt Wort: auf Kosten Hunderttausender von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen.

Als politischen Vollstrecker, gar als Überzeugungstäter sah sich Speer selbst nie. Dem Technokraten setzte ein Sebastian Haffner 1944 unter Pseudonym ein literarisches Denkmal: »In Speer sehen wir eine Verwirklichung der Revolution der Manager. ... Er symbolisiert einen Typus, der in steigendem Maß in allen kriegsführenden Staaten wichtig ist: den reinen Techniker. ... Es ist ihre Zeit. Die Hitlers und Himmlers werden wir loswerden, aber die Speers ... werden lange mit uns sein.«

Zeit seines Lebens bestritt Albert Speer, vom Holocaust gewusst zu haben. Zwar erkannte er im Nürnberger Prozess als Einziger die »Gesamtverantwortung der Führenden« für die Verbrechen des Regimes an, sich selbst aber erklärte er für »nicht schuldig«. Doch hätten die Richter schon damals gewusst, was wir heute wissen: Speer wäre zum Tode verurteilt worden.

Wernher von Braun, der Raketemann, gilt als »Kolumbus des Weltalls«, als »Vater des Mondflugs von 1969« – Krönung der Karriere eines Ingenieurs, der an vorderster Front der Rüstungsindustrie in Hitlers Deutschland stand. Er war SS-Mann und Konstrukteur der »Wunderwaffe« V2. Die Rakete sollte die Wende bringen, als der Untergang des »Dritten Reiches« längst schon offenkundig war. Er stellte sich in Hitlers Dienste, weil er von ihm die Mittel bekam, um seine Träume zu verwirklichen. Gewiss, er träumte von ziviler Raumfahrt, von bemannten Expeditionen zu Mond und Mars – doch dem Raketemann war früh bewusst, dass das Regime allein an der militärischen Nutzung seiner Forschung interessiert war. 1942 stieg der erste Prototyp der A-4-Rakete auf, der späteren »Vergeltungswaffe« V2; sie erreichte vierfache Schallgeschwindigkeit und war imstande, die Hauptstädte Westeuropas zu erreichen. Hitler war begeistert, die V2 ging in die Massenproduktion. 3170 abgeschossene Raketen forderten über 5000 Menschenleben. Doch noch mehr Opfer forderte der Bau der Raketen selbst. Bei der Produktion der vermeintlichen »Wunderwaffe« im unterirdischen Werk »Dora-Mittelbau« in Thüringen starben mehr als 10 000 KZ-Insassen – die Folge katastrophaler Arbeitsbedingun-

gen und mangelhafter Ernährung. Nach dem Krieg wollte Wernher von Braun sich daran kaum erinnern: Er bedauerte stets die unmenschliche Behandlung der Zwangsarbeiter, wies aber jede persönliche Mitverantwortung dafür zurück. Braun sah sich selbst als puren Techniker, der es »bis Ende 1943 erfolgreich vermied, in das politische Netz hineingezogen zu werden«. Er habe keine Möglichkeit gehabt, die deprimierende Lage der Zwangsarbeiter zu ändern.

Dieser Schutzschild hielt Jahrzehnte. Bei Kriegsende stellte sich Braun mit seinen engsten Mitarbeitern den Amerikanern, die nur an den Fähigkeiten der Raketenbauer interessiert waren und allzu unbequeme Fragen vermieden. Braun wurde in den USA zum entscheidenden Protagonisten des US-Raumfahrt- und Mondlandeprogramms. Der emigrierte Raketenmann entwickelte die Saturn 5, welche die ersten Menschen Richtung Mond flog.

Brauns früher Tod mit 65 Jahren ersparte ihm die schonungslose Auseinandersetzung mit seiner Vergangenheit. Studien jüngerer Historiker belegten: Die »saubere« Raketenforschung in Peenemünde und die Verbrechen des Regimes in Dora-Mittelbau geschahen nicht in parallelen Universen – sie waren aufs Engste miteinander verknüpft: auch in der Person Wernher von Brauns.

Ihn als »Schreibtischtäter« zu bezeichnen, mag überspitzt erscheinen. Doch er war kein Wissenschaftler im Elfenbeinturm. Der Drang des Machers, seine Vision um jeden Preis zu verwirklichen, machte ihn zum Opportunisten. Der Nichtnazi Braun ließ sich in ein Regime verstricken, das ihm alle Mittel bot – für einen verhängnisvollen Preis. Es war ein Pakt, der sein ganzes Leben belasten sollte.

Alfred Jodl, Hitlers pflichtbesessener General, war dessen Manager in Sachen Krieg. Als Chef des Wehrmachtsführungsstabes im Oberkommando der Wehrmacht sah er die Front so gut wie nie – und war doch Hitlers engster Militärberater während des gesamten Krieges. Während andere Generäle ihre Truppen in die Schlacht führten, nahm Jodl im Hauptquartier an über 5000 Lagebesprechungen teil. Tag für Tag, von Kriegsbeginn bis -ende, berichtete er dem Kriegsherrn über die militärische Lage, brachte die Befehle Hitlers zu Papier und sorgte dafür, dass sie an die zuständigen Befehlshaber und Behörden gelangten. Eine Mammutaufgabe, die den fleißigen Militärbürokraten oft bis drei Uhr morgens in Atem hielt.

Seine Stellung hatte er seiner fachlichen Kompetenz zu verdanken,

nicht seiner braunen Gesinnung. Obwohl an Politik nur mäßig interessiert, war Jodl einer der wenigen Offiziere gewesen, die die Republik von Weimar ebenso begrüßt hatten wie deren Präsidenten Friedrich Ebert. Hitler stand er 1933 skeptisch gegenüber. Doch das änderte sich rasch, als er zu Beginn des Krieges in dessen Bann geriet. Freilich wurde er nie Jasager, mitunter widersprach er dem Tyrannen – aber immer nur aus sachlichen, nie aus moralischen Gründen. In seinem Selbstverständnis war er stets und nur Soldat, der die Befehle seines Staatschefs effektiv, ergeben und vor allem treu ausführte – auch wenn er sich bewusst sein musste, dass diese gegen Völkerrecht verstießen.

Auch als die deutsche Niederlage unabwendbar war, blieb Hitlers Militärmanager seinem Idol ergeben. Das Attentat vom 20. Juli 1944, bei dem er selbst verletzt wurde, erregte in ihm nur Zorn; kein Verständnis empfand Jodl für die Gedankenwelt seines früheren Chefs Ludwig Beck und dessen Satz: »Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls vertreten.«

Nach Hitlers Selbstmord unterschrieb Jodl als Vertreter Dönitz' am 7. Mai 1945 in Reims die Kapitulationsurkunde. In Nürnberg vor Gericht gestellt, verneinte er entschieden die Frage nach seiner persönlichen Schuld – obwohl einige der völkerrechtswidrigen Befehle über seinen Schreibtisch liefen.

Gewiss, Jodl war kein ideologisch verbohrtter Finsterling, kein rückgratloser Jasager wie sein Vorgesetzter Keitel. Doch er lebte die Tugend eines pflichtversessenen militärischen Gehorsams bis zum bitteren Exzess – ohne Grenzen, die allein Moral zu ziehen weiß. In der Treue zu Hitler glaubte Jodl, Deutschland die Treue zu halten, obwohl gerade er sah, dass Hitler Deutschland in die Katastrophe führte. Dass höchste Stellung auch höchste Verantwortung bedeutet, hat er für sich nie akzeptiert. Diese starke Treue zum Diktator ließ eine geistige Auseinandersetzung mit der Verstrickung, in die er geraten war, nicht zu. Alfred Jodl starb durch den Strang – doch ohne Schuldbewusstsein.

Ferdinand Porsche, der Erfinder des »Volkswagens«, war Österreicher wie Hitler. Der Staatschef fand Gefallen an dem Landsmann, der die Idee des »Kleinwagens für jedermann« propagierte. Der Grundstein für das »Volkswagenwerk« wurde von Hitler persönlich gelegt, der seinem Automan für die Schaffung des »KdF-Wagens« den »Deutschen Nationalpreis« verleihen ließ. Als der Krieg kam, baute Porsche statt ziviler Fahr-

zeuge im VW-Werk Kampfflugzeuge, Torpedohüllen, Tellerminen, Kübelwagen für die Wehrmacht und nicht zuletzt auch Panzerungestüme wie den Jagdpanzer »Ferdinand« oder das Monstrum »Maus« – eine Festung auf Ketten, wohl eine der größten Fehlkonstruktionen des Zweiten Weltkriegs.

Überdies stellte das Volkswagenwerk in den Jahren 1944/45 nahezu 14 000 Exemplare der »Vergeltungswaffe« V 1 her – mehr als die Hälfte der Gesamtproduktion. Das Werk hätte nach dem Willen seiner Erbauer ein »Arbeiterparadies« werden sollen. Bei Kriegsende war es ein düsterer Lagerkomplex, in dem Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge ein Leben in Angst und Entbehrungen führten.

Porsche sah sich allein als Techniker und Konstrukteur – Politik interessierte ihn nur so weit, als sie seinen Zwecken diene. Er hatte die Nähe zu Hitler gesucht – der Kanzler war für ihn ein potenzieller Geldgeber. Nun, gegen Ende des Krieges, wandte er sich unter anderem direkt an Heinrich Himmler und bat ihn, »ein Werk für die Fabrikation einer Geheimwaffe, die in einem Werk unter Tage stattfindet und 3½-tausend Arbeitskräfte braucht, als KL-Betrieb zu übernehmen«. Über den Reichsführer-SS band sich Porsche immer stärker an den Terrorapparat des Regimes. Himmler zeichnete ihn mit dem Rang eines SS-Oberführers und dem Totenkopfring der SS aus. Es steht zu bezweifeln, dass sich Porsche mit der menschenverachtenden Massenideologie Himmlers identifizierte. Doch er ließ sich anstandslos zum Mitglied einer Organisation des Grauens machen. Durch seine Anforderung von KZ-Häftlingen und deren unwürdige Lebensbedingungen im VW-Werk war er es ohnehin schon.

Ferdinand Porsche war kein Nazi, doch er hat mit den Wölfen geheult, solange sie ihm nützlich waren. Bis zuletzt scheint er zudem an die Parolen vom Endsieg geglaubt zu haben. Sein Sohn Ferry räumte später ein: »Er merkte erst, dass der Krieg verloren war, als es soweit war.«

Auch Alfred Krupp war alles andere als ein Nazi – obwohl er schon 1937 förderndes Mitglied der SS wurde und später der NSDAP beitrug. Da war keine Ideologie im Spiel, nur das Kalkül auf puren Eigennutz, getreu dem alten Krupp'schen Grundsatz: »Hier wird nicht politisiert.« Der Name »Krupp« war seit jeher die Ikone deutscher Rüstungswirtschaft. Als »Waffenschmiede des Reiches« verdiente Krupp schon an den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs. Als »NS-Musterbetrieb« profitierte Krupp wie kein anderes Unternehmen von Hitlers Rüstungspolitik und schuf ein gewaltiges Waffenarsenal, das Hitlers Krieg in dieser Dimension

erst möglich machte. Die anfängliche Ablehnung war bald schon in profitträchtige Kooperation umgeschlagen.

Hitlers Manager Alfried Krupp von Bohlen und Halbach spielte dabei eine entscheidende Rolle. Von Vater Gustav, den Hitler zum »Wehrwirtschaftsführer« mit goldenem Parteiabzeichen ernannt hatte, übernahm er 1943 das Krupp-Imperium, das von Hitler per »Lex Krupp« von einer Aktiengesellschaft in ein Einzelunternehmen in Familienbesitz umgewandelt worden war. Damit war Alfried Krupp nicht nur alleiniger Eigentümer und Leiter des gesamten Unternehmens, sondern auch der Hauptverantwortliche für die Ausbeutung von mehr als 100 000 Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen – so etwa im »KL Buchenwald, Arbeitslager Fried. Krupp«.

Der Vater Gustav Krupp war wider Willen Hitlers Manager geworden: Er verweigerte sich nicht, förderte aber Systemkritiker und half Juden. Alfried Krupp hingegen war Opportunist; er hatte überhaupt keine Einstellung zu Hitlers Regime: Weder war er ein Gefolgsmann noch ein Gegner des Regimes. Er suchte nicht die Nähe führender NS-Vertreter, ging jedoch auch nicht auf sichtliche Distanz. Im Nachhinein erklärte er das so: »Die Wirtschaft brauchte eine ruhige oder aufwärts steigende Entwicklung. Wir hatten den Eindruck, dass Hitler uns solch eine gesunde Entwicklung bescheren würde. Tatsächlich hat er das getan.« Alles andere schien daneben gleichgültig. Alfried Krupp hat keinen in den Tod schicken wollen, weder Zwangsarbeiter noch KZ-Sklaven. Dennoch nahm er es hin, wenn in seinen Werken unterernährte, ausgebeutete Menschen starben.

Hjalmar Schacht, der Bankier, galt als der große Finanzzauberer, das improvisatorische Genie, der Meister »produktiver Kreditschöpfung«. In den Zwanzigerjahren hatte er die Inflation besiegt und die Staatsfinanzen gerettet. In den Dreißigerjahren beseitigte er die Massenarbeitslosigkeit und schuf das erste deutsche Wirtschaftswunder – wenngleich mit eher dubiosen Mitteln. Dank der so genannten »Mefo«-Wechsel finanzierte Schacht zugleich die Aufrüstung des Hitler-Reiches – bis er wahrnahm, dass der Staatschef nicht im Traum daran dachte, diese Wechsel jemals einzulösen.

Da wandte er sich gegen Hitler und trat im Lauf der Zeit von allen seinen »Ämtern« zurück – mit der gleichen Konsequenz, mit der er schon den demokratischen Politikern in Berlin die Leviten las, wenn sie es wagten, seine Vorschläge zu ignorieren. 1944 schickten ihn die Nazis ins KZ, weil sie den längst schon Kaltgestellten der Mitwisserschaft oder gar Teil-

nahme am Hitler-Attentat verdächtigen. Das war später eine Art Persilschein. Doch auf der anderen Seite steht der Vorwurf, Steigbügelhalter für Hitler gewesen zu sein. Der Diktator nutzte Schachts Finanzgenie, um sein Zerstörungspotenzial erst aufzubauen. Mit seiner Unterstützung für die NSDAP hat Schacht mit dazu beigetragen, die braunen Parvenüs im Bürgertum salonfähig zu machen.

Schacht blieb als Reichsbankpräsident und Wirtschaftsminister in der Führungsschicht des »Dritten Reiches« ein Außenseiter: wegen seiner Leistung respektiert, doch nicht geachtet; geduldet, weil er Hitlers Wertschätzung genoss, doch nie geschätzt.

Wie konnte es geschehen, dass ein liberaler Freimaurer sich so effektiv in den Dienst eines menschenverachtenden Systems stellen konnte? Dass der Mitgründer der linksliberalen DDP zum Paladin des Antidemokraten Hitler werden konnte? Dass der erfolgreiche Bankier, der Verfechter freien Unternehmertums, zum Herold eines Reiches werden konnte, das auf blanke Autarkie, auf Ausbeutung der Nachbarn ausgerichtet war?

Später behauptete Schacht, nur einer wie er habe es vermocht, das Schlimmste zu verhindern.

Juristisch war und ist Hjalmar Schacht kein Vorwurf zu machen. Weder das Tribunal von Nürnberg noch die deutschen Gerichte konnten ihm irgendeine Verfehlung nachweisen. Vor der Geschichte aber ist der Ehrenschild des Hjalmar Schacht befleckt: nicht, weil er Steigbügelhalter Hitlers war, sondern weil er seinen fatalen historischen Irrtum nicht einsehen wollte. Hjalmar Schacht wollte immer Recht gehabt haben.

Was lehren uns all diese Lebensläufe? Keiner der sechs porträtierten Männer war von Haus aus dazu bestimmt, in Handlungen der Inhumanität verstrickt zu werden. Alle hätten zu normalen anderen Zeiten unauffällige, vielleicht auch glänzende Karrieren absolviert, und einige von ihnen hatten das ja schon bewiesen. Wer aber mit der Macht spielt in der kriminellen Diktatur, der kann nicht unberührt von ihren Schattenseiten bleiben. Wenn ein verbrecherischer Staat die Schranken zwischen Recht und Unrecht niederreißt, bedarf es großer innerer Stärke, um die Gebote der Moral vor die Verlockungen der Nützlichkeit zu stellen. Hitlers Manager hatten diese Stärke vielfach nicht. Ihre ganz persönlichen Geschichten sind ein Lehrstoff für die alte, immer wieder neue Frage, welche Chance die Moral hat in der Auseinandersetzung mit der Macht.

Der Aufrüster

Die Männer in der Runde staunten nicht schlecht: Was da in einer Aktenkladde um den Konferenztisch zirkulierte, war schlicht eine Anmaßung. Ein Schreiben, das Hitlers »Lieblingsarchitekten« Albert Speer, seit wenigen Tagen erst zum »Reichsminister für Bewaffnung und Munition« ernannt, die Vollmacht zur »einheitlichen Führung der Rüstung« erteilte – ausgestellt auf Speer persönlich. Der neue Rüstungsminister selbst hatte die Konferenz einberufen, es war seine erste Amtshandlung. Im ehemaligen Sitzungssaal der Akademie der Künste in Berlin waren am 18. Februar 1942 die führenden Männer der Kriegswirtschaft und der Rüstungsbehörden erschienen, darunter der zuständige Staatssekretär Feldmarschall Erhard Milch, der Befehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Friedrich Fromm, der Chef des Heereswaffenamtes, General Ritter von Leeb, und der Leiter des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes im Oberkommando der Wehrmacht, General Georg Thomas. Fünf Tage lang hatte Albert Speer die Sitzung akribisch vorbereitet. »So verblüffend es auch erscheinen mag: Das Grundsätzliche war mir klar. Vom ersten Tag an steuerte ich wie nachtwandlerisch einem System zu, durch das allein ein Rüstungserfolg zu erzielen war«, schrieb Speer später in seinen »Erinnerungen«. Was sich dahinter verbarg, war die radikale Mobilisierung aller Kräfte für einen kriminellen Krieg – und Speers Machtübernahme in der deutschen Industrie und Rüstungswirtschaft. Rasch hatte Speer einen neuen Organisationsplan entwickelt, der die Wende in der Rüstungsproduktion herbeiführen sollte. Als Architekt zeichnete er das neue Organisationsschema perspektivisch auf und präsentierte es so den überraschten Konferenzteilnehmern am 18. Februar. Anschließend gab Speer die persönliche Vollmacht in Umlauf und ersuchte jeden Einzelnen, die Vorlage zu unterzeichnen. Milch, der mit Speer auf freundschaftlichem Fuß stand, setzte als Erster seine Unterschrift auf das Papier. Nach kurzem Zögern folgten ihm die anderen. Nur Generaladmiral Karl Witzell, Leiter

Wenn Hitler Freunde gehabt hätte, dann wäre ich sein Freund gewesen.

Speer

des Rüstungsamtes der Marine, protestierte – und unterzeichnete schließlich unter Vorbehalt. Sein halbherziger Widerstand sollte der einzige bleiben. Mit der Unterschrift gaben die Konferenzteilnehmer einen erheblichen Teil ihrer Befugnisse an den neuen Rüstungsminister ab; Albert Speer hatte seinen ersten Sieg im neuen Amt errungen. Damit verfügte er über mehr Macht, als sie sein Vorgänger je besessen hatte.

Speers Ernennung zum Rüstungsminister hatte sich – auch für ihn selbst – rasch und unerwartet vollzogen. Der Zufall hatte ihn am Nachmittag des 7. Februar 1942 zum ersten Mal in Hitlers Hauptquartier Wolfsschanze bei Rastenburg in Ostpreußen verschlagen. Wegen schlechten Wetters hatte Speer nicht wie geplant von einer Reise in die Ukraine direkt nach Berlin zurückfliegen können, sondern den Umweg über Rastenburg machen müssen. Sein unerwartetes Erscheinen in der Wolfsschanze wurde Hitler sofort gemeldet. Der Architekt und sein »Führer« hatten sich seit Anfang Dezember nicht mehr gesehen; Speer ging davon aus, dass ihn Hitler wie üblich persönlich begrüßen würde. Doch es kam anders. Wie Speer erfuhr, hatte Dr. Fritz Todt, »Reichsminister für Bewaffnung und Munition«, einen Termin bei Hitler, der sich bis in die späten Abendstunden hinzog. Speer bekam Hitler somit zunächst nicht zu sehen. Stattdessen traf er Todt, als dieser »angestrengt und müde« nach der »langen und – wie es schien – schwierigen Besprechung« von Hitler zurückkam. Der »Reichsminister« machte einen niedergeschlagenen Eindruck. Fritz Todt zählte zu den Nationalsozialisten der ersten Stunde, er galt als ergebener Gefolgsmann Hitlers. Kurz nach der Machtübernahme hatte Hitler den studierten Ingenieur zum »Generalinspektor für das Straßenwesen« ernannt – die 1938 gegründete »Organisation Todt« wurde Synonym für den Bau der Autobahnen und des so genannten Westwalls. Im März 1940 war Todt, dem Hitler »bis an die Grenzen der Verehrung gehende Hochachtung« entgegenbrachte, schließlich zum »Reichsminister für Bewaffnung und Munition« berufen worden. Doch nur ein Jahr später kam es nahezu zum Bruch zwischen dem Diktator und seinem Gefolgsmann. Für diesen stellte der Krieg mit Russland eine nationale Katastrophe dar. Im November 1941 war Todt mit Fachleuten der Rüstung und Industrie nach Orel geflogen, um sich selbst ein Bild von der Lage an der Ostfront zu machen. Dort wurde ihm bald klar, dass ein siegreiches Ende des Krieges unmöglich war. Mehrfach drängte er den Kriegsherrn, Frieden zu schließen, bevor sich das Blatt gegen Deutschland wenden würde. Auch am 7. Februar 1942 versuchte Todt allem Anschein nach, Hitler von der Aussichtslosigkeit der Kriegslage zu überzeugen. Als er am Abend mit Speer bei einem Glas



»Von Todts Tod profitiert?«: Speer mit Fritz Todt, seinem Vorgänger als Rüstungsminister

Wein im Hauptquartier zusammensaß, äußerte er jedoch nichts über den Inhalt seines Gesprächs mit dem »Führer«. Stattdessen erzählte er Speer, dass er beabsichtige, am nächsten Morgen nach Berlin zurückzufliegen, und bot ihm einen freien Platz in seiner Maschine an. Dankend nahm Speer das Angebot an und verabredete eine frühe Stunde für den Abflug. Doch zu dieser Verabredung sollte es nicht mehr kommen. Gegen ein Uhr morgens erschien ein Adjutant Hitlers bei Speer – der »Führer« wünsche ihn zu sehen. »Hitler wirkte ebenso erschöpft und missmutig wie Todt«, beschrieb Speer das Wiedersehen, doch während des nächtlichen Gesprächs mit Speer über sein Lieblingsthema Architektur habe er sich zusehends belebt. Als sich Speer um drei Uhr früh von Hitler verabschiedete, sagte er den Flug mit Dr. Todt ab.

Am nächsten Morgen riss das Telefon Albert Speer aus dem Schlaf. Dr. Karl Brandt, der Begleitarzt Hitlers, berichtete ihm aufgeregt, dass das Flugzeug Todts soeben abgestürzt sei. Schon kurz nach dem Start war Todts Maschine explodiert. Noch in Sichtweite der Wolfsschanze hatte der Pilot versucht kehrzumachen – was auf einen Notfall schließen ließ. »In diesem Augenblick entstand im vorderen Teil des Flugzeugs, anscheinend durch eine Explosion, eine senkrechte, nach oben schießende Stichflamme. Das Flugzeug stürzte gleich darauf aus einer Höhe von etwa

Im Laufe des Tages erreicht mich eine erschütternde Nachricht. Dr. Todt ist morgens beim Abfliegen vom Flugplatz Rastenburg nach einem Besuch im Führerhauptquartier tödlich heruntergestürzt. Das Flugzeug ist aus 400 Meter Höhe abgestürzt, am Boden explodiert, und die Insassen sind dabei derartig verbrannt, dass man kaum noch etwas von den Leichen zusammenlesen konnte. Dieser Verlust ist geradezu erschütternd. Todt war eine der ganz großen Figuren des nationalsozialistischen Regimes. Goebbels, Tagebucheintrag 9. Februar 1942

20 Metern, über die Tragfläche durchgehend, ab und schlug entgegengesetzt zur Flugrichtung fast senkrecht auf den Boden auf«, berichtete ein Augenzeuge. Keiner der Insassen konnte lebend geborgen werden.

Die Stunde Speers war gekommen. Während im Essraum des Hauptquartiers schon heftig über die Nachfolge Todts diskutiert wurde, schien einer mehr zu wissen als die anderen: »Mir war bereits in diesen Stunden klar, dass mir ein wichtiges Teilgebiet von Todts umfassenden Aufgaben zufallen würde«, schrieb Speer in seinen »Erinnerungen«. Schon im Sommer 1940 hatte Hitler Speer das gesamte Bauwesen, auch die Bauten am Atlantik, übertragen wollen, weil Todt überlastet sei. Damals hatte Speer Hitler überzeugen können, dass es besser sei, wenn Bau und Rüstung in einer Hand blieben. »Auf einen Auftrag dieser Art war ich daher gefasst, als ich zu üblich später Stunde, etwa um ein Uhr mittags, als Erster zu Hitler gerufen wurde«, fuhr Speer in seinen »Erinnerungen« fort.

Als Speer wenig später Hitlers Zimmer betrat, war nichts mehr von der vertraulichen Atmosphäre zu spüren, die das gemeinsame Gespräch in der Nacht noch gekennzeichnet hatte. Hitler empfing ihn stehend; »ernst und formell« nahm er Speers Beileidsbekundung entgegen. Dann erklärte er in feierlichem Ton: »Herr Speer, ich ernenne Sie zum Nachfolger von Minister Dr. Todt in allen seinen Ämtern.« Speer gab erschrocken zur Antwort, dass er sich bemühen werde, Todt in seinen Bauaufgaben zu ersetzen. Doch Hitler entgegnete: »Nein, in allen seinen Ämtern, auch als Munitionsminister.« Als Speer einwandte, dass er als Architekt nichts von der Rüstung verstehe, schnitt ihm Hitler das Wort ab: »Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, dass Sie es schaffen werden. Außerdem habe ich keinen anderen!« Das freilich stimmte so nicht. Erfahrene Mitarbeiter aus Todts Munitionsministerium wie Karl Otto Saur, Feldmarschall Erhard Milch oder Xaver Dorsch von der »Organisation Todt« hätten durchaus für die Nachfolge zur Verfügung gestanden. Doch pflegte Hitler eine gewisse »Nei-

gung zum Dilettantismus« und ein »kaum überwindliches Misstrauen gegen Fachleute«, wie Speer-Biograf Joachim Fest formulierte. Hitler glaubte überdies, mit dem jungen Architekten, der in der NS-Führung auf nur wenige Verbündete zählen konnte und in den vergangenen Jahren stets große Ergebnisse bewiesen hatte, ein »willfähiges Werkzeug« seiner eigenen Absichten zu besitzen. Speer würde sicher nicht wagen, Hitler in Rüstungsfragen zu widersprechen – wie es Todt getan hatte.

Doch so unerfahren Speer auch in politischen Ränkespielen sein mochte, auf die überraschende Ernennung zum Rüstungsminister reagierte er wie ein gewiefter Machtpokerer: Als Erstes verlangte er einen »Führer«-Befehl, der ihm »nichts Geringeres als ein unbedingtes Beistandsversprechen« zusicherte. Speer nannte es später »einen der besten und gewiss nützlichsten Einfälle meines Lebens«. Mit »knappen Worten« erteilte ihm Hitler seine Einwilligung – Speer war es gelungen, sich öffentlich Hitlers Rückendeckung zu versichern.

Schon kurz nach dem Flugzeugabsturz Todts kursierten Gerüchte über einen Sabotageakt. Konnte es Zufall sein, dass Todt starb, nachdem er mit Hitler eine ernste Auseinandersetzung gehabt hatte? Auch Albert Speer geriet in den Verdacht, mit dem Absturz zu tun, zumindest aber von ihm gewusst zu haben. Nicht nur die Tatsache, dass er von Todts Tod profitierte, gab Anlass zu Spekulationen, auch dass er ursprünglich selbst mit der Unglücksmaschine fliegen wollte und kurzfristig abgesagt hatte, machte ihn verdächtig. In seinen »*Erinnerungen*« verteidigte sich Speer, dass er sich nie um das Amt des »Ministers für Bewaffnung und Munition« gerissen habe: »Für mich aber blieb meine Tätigkeit als Architekt auch weiterhin meine Lebensaufgabe; meine überraschende Ernennung fasste ich als eine unfreiwillige Unterbrechung der Kriegszeit, als eine Art Kriegsdienst auf.« Angeblich habe er von Hitler die Zusage verlangt, ihn nach dem Krieg wieder als Architekten zu bestellen. »Hitler stimmte ohne Zögern zu; auch er glaubte, dass ich als sein erster Architekt ihm und seinem Reiche wertvollste Dienste leisten würde«, heißt es weiter in den »*Erinnerungen*«. Ob auch Hitler dies so gesehen hat, ist nicht gesichert. Tatsache bleibt, dass Speer mit Amtsantritt eines der wichtigsten Ministerien des NS-Staates übernahm und von enormem Ehrgeiz geprägt war. »Ich weiß noch, welche Hochgefühle mich erfüllten, als ich durch meine Unterschrift über

Hitler sagte mir zu, dass ich meine Aufgabe nur als Kriegsaufgabe zu betrachten hätte und dass ich nach dem Kriege wieder meinem Beruf als Architekt nachkommen dürfte.

Aussage Speers in Nürnberg,
19. Juni 1946

**Er war außer sich vor Freude.
Er triumphierte: Die Welt gehörte ihm.**

Annemarie Kempf, Speers Sekretärin

Milliarden verfügte und hunderttausende Menschen an die Baustellen dirigierte«, notierte er nach dem Krieg in seinen »*Spandauer Tagebüchern*«.

Bis heute halten sich Gerüchte, wonach die SS oder Hitler selbst die Explosion in Todts Heinkel 111 verursacht haben soll. SS-Chef Himmler führte wenige Tage vor dem Absturz mehrfach Gespräche unter vier Augen mit Hitler. Wurde damals ein Attentat vorbereitet? Kurz vor seinem Tod hatte Todt in einem Panzerschrank eine beträchtliche Geldsumme hinterlegt, die seine Sekretärin erhalten sollte, falls ihm einmal etwas zustoße. Fürchtete der damalige Rüstungsminister, dass man nach seinem Leben trachtete? Speer-Biografin Gitta Sereny ist überzeugt, dass Todt ermordet wurde: »Der Grund dafür war, dass er Hitler gesagt hat, dass der Krieg nicht gewonnen werden kann. Das war natürlich unmöglich für Hitler, das konnte er auf keinen Fall so hinnehmen. ... Es wurde organisiert, dass dieses Flugzeug abstürzte. Und da wurde eben Speer in diese Stelle ernannt, die der Beginn sein sollte für eine politische Karriere, die Hitler für Speer im Sinn hatte.«

Die wahre Unglücksursache ist bis heute nicht geklärt. Hitler selbst hatte umgehend nach dem Absturz den Auftrag erteilt, den Fall zu untersuchen. Der Bericht des Reichsluftfahrtministeriums schließt mit den Worten: »Es hat sich insbesondere kein Sabotageverdacht ergeben. Weitere Maßnahmen sind daher weder erforderlich noch beabsichtigt.«

Wie war es Speer gelungen, innerhalb kürzester Zeit zu einem der wichtigsten Ämter des NS-Staates zu gelangen? Zum Zeitpunkt seines Amtsantritts war er gerade einmal 36 Jahre alt und damit der jüngste Minister in Hitlers Reich. Warum hatte der Diktator einen in Rüstungsdingen wenig erfahrenen Mann gewählt, obgleich ihm etliche führende Mitarbeiter aus dem Rüstungsministerium zur Verfügung gestanden hätten? Doch nach eigenem Befinden brachte der Architekt für das Amt zwei wesentliche Voraussetzungen mit: seine Fähigkeit zu organisieren und die bedingungslose Treue zu Hitler. Damit war Albert Speer die »Idealbesetzung« für das Amt des »Reichsministers für Bewaffnung und Munition«, künftig sollte er der »Architekt der Rüstung« sein.

In Hitlers Gefolge war Albert Speer ein rasanter Aufstieg beschieden. Als Hitlers »Lieblingsarchitekt« hatte er dem Nationalsozialismus Form in Stein und Beton gegeben, Pläne für monumentale Bauten unter dem Ha-



»Über Milliarden verfügen und Hunderttausende dirigieren«: Speer nach der Ernennung zum Rüstungsminister



»Kühle Teilnahmslosigkeit«: Albert Speer (links) um 1912 mit seinen Brüdern Hermann (Mitte) und Ernst (rechts)

kenkreuz geliefert. Am 19. März 1905 in Mannheim geboren, war Albert Speer in großbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Die Architektur hatte in seiner Familie Tradition: Schon der Großvater war Baumeister gewesen, der Vater zählte zu den »meistbeschäftigten Architekten Mannheims« und hatte sich durch den Bau etlicher Wohn- und Verwaltungsgebäude »ein ansehnliches Vermögen« erworben. Als er 1900 die Tochter eines wohlhabenden Mainzer Kaufmanns heiratete, vermehrte sich das Familienkapital beträchtlich. In einem 14-Zimmer-Haus mit Diensthoten »in violetter Livree mit vergoldeten Knöpfen« und eigenem Chauffeur verbrachte Albert Speer als Zweitältester von insgesamt vier Jungen eine zwar sorglose, aber wenig liebevolle Kindheit. Die fehlende elterliche Nähe, meint die Speer-Biografin Gitta Sereny, legte den Grundstein für eine auffallend »kühle Teilnahmslosigkeit«, die Speers Wesen zeitlebens kennzeichnen sollte.

Das Architekturbüro des Vaters schloss direkt an die Wohnräume an; Bauzeichnungen auf bläulichem Ölpapier, Reißbrett und Lineal waren Albert Speer seit seiner frühesten Kindheit vertraut. Als er 1922 ein Architekturstudium in Karlsruhe aufnahm, schien dies so natürlich wie zwangsläufig. Doch hatte der schwächliche, oft kränkelnde Zweitgeborene zunächst mit der Mathematik geliebäugelt. »Mein Vater wandte sich mit einleuchtenden Gründen gegen diese Absicht«, schrieb Albert Speer später, »und ich wäre nicht ein mit Logik vertrauter Mathematiker gewesen, wenn ich ihm nicht nachgegeben hätte.« In einer anderen Sache bewies der folgsame Sohn jedoch erstaunliches Durchsetzungsvermögen. Mit 17 hatte er sich verliebt – in die Tochter eines Schreinermeisters. Mutter und Vater zeigten wenig Begeisterung für die Wahl ihres Sohnes. Sie hofften, dass Albert »Vernunft« annehmen würde, sobald er sein Studium begonnen hätte; Margret Weber, Speers »Auserwählte«, wurde indes von ihren Eltern auf ein Internat geschickt. Doch die Strategie der Elternhäuser ging nicht auf. Nachdem Albert Speer 1928 sein Studium an der Technischen Hochschule in Berlin als Diplomingenieur abgeschlossen hatte, heiratete er seine Jugendliebe. Als Datum für die Eheschließung wählten sie den 28. August – Goethes Geburtstag.

Bei Heinrich Tessenow, seinem Lehrer an der Hochschule, erhielt er eben erst 23-jährige Speer kurz nach dem Examen eine Berufung zum Assistenten. Damit war er der jüngste Mitarbeiter der Hochschule. Der Architekturprofessor und sein junger Schüler hatten rasch Gefallen aneinander gefunden. »Das Einfachste ist nicht immer das Beste, aber das Beste ist immer einfach«, lehrte Tessenow, den Speer für seinen klaren, schmuck-



»Zusammen und doch irgendwie fremd«: Albert Speer mit seiner Frau Margret im Jahr ihrer Hochzeit in Berlin

In meiner Familie sind Emotionen vielleicht ein bisschen zu kurz gekommen. Die drückte man nicht aus. Meine Mutter war eine ungeheuer tapfere Frau, die aus sechs Kindern etwas gemacht hat. Aber sie war auch herb. Das einzige Mal, dass ich Tränen in ihren Augen gesehen habe, das war, als ich das erste Mal durchs Abitur gefallen bin. Was meine Eltern betrifft: Es gibt ein Foto nach ihrer Hochzeit, das alles sagt. Da laufen beide über den Ku'damm, nicht Arm in Arm, sondern richtig schön auf Distanz. Genauso war es zwischen den beiden. Selbstverständlich zusammen und doch irgendwie fremd.

Albert Speer jr., Sohn

losen Baustil bewunderte. »Mein neuer Professor ist der bedeutendste, geklärteste Mann, den ich je traf«, schrieb Speer an seine spätere Frau, kurz nachdem er sich bei Tessenow eingeschrieben hatte. »Ich bin ganz begeistert von ihm und arbeite mit großem Eifer. Ich werde mir Mühe geben, in einem Jahr in seine ›Meisterschule‹ zu kommen, und ich werde nach einem weiteren Jahr versuchen, bei ihm Assistent zu werden.« Wenig später hatte Speer sein Ziel erreicht. Eine Wahrsagerin prophezeite ihm kurz nach seiner Diplomprüfung: »Du wirst früh zu Ruhm kommen.«

Das Berlin der ausgehenden Zwanzigerjahre war Schlachtfeld heftiger politischer Auseinandersetzungen. Seit Joseph Goebbels 1926 als »Gaulleiter« über die Berliner NSDAP herrschte, gehörten brutale Prügeleien in Kneipen und blutige Straßenschlachten mit politischen Gegnern zum Alltag der deutschen Metropole. Doch Albert Speer schien die von Goebbels angezettelten Zusammenstöße, die täglich für enormes Presseecho sorgten, kaum wahrzunehmen. »Die Zwanzigerjahre Berlins waren die inspirierende Kulisse meiner Studienzeit«, erinnerte sich Speer später. Ein frühes Bild aus dem Jahr 1928 zeigt das junge Ehepaar beim Flanieren auf einem der Berliner Boulevards. Margret und Albert Speer sind elegant gekleidet, wirken selbstbewusst und gebildet – zwei moderne Menschen in einer modernen Welt. In Speers »Erinnerungen« ist von Theaterbesuchen die Rede, von neuen Filmen, aber auch dem Eindruck von »Armut und Arbeitslosigkeit« und der Überzeugung, »dass wir in einer Periode des Verfalls lebten, die Ähnlichkeit mit der spät-römischen Epoche hatte: Inflation, Verfall der Sit-

Die Kinder kannten ihn kaum. Vielleicht kannte er die älteren ein wenig. Vor dem Krieg nahm er sich manchmal einen Tag frei oder so. Aber die beiden jüngsten kannte er praktisch überhaupt nicht. Die Kinder hatten im Grunde keinen Vater. Manchmal, in schlimmen Momenten, stellte ich mir vor, dass ich »Sie« zu Albert sagte.

Margret Speer

ten, Ohnmacht des Reiches.« Nicht wenige Zeitgenossen empfanden so wie Speer. Die »Schmach«, die das Land nach dem Ersten Weltkrieg erlitten hatte, die Krise, in der die glücklose Weimarer Republik seit ihrer Gründung steckte, trieben allzu viele in die Arme eines vermeintlichen »Heilsbringers«, der »Einigung, Ehre und Wiederaufstieg« predigte und seine Zuhörer zu Begeisterungstürmen hinriss: Adolf Hitler. 1929 hatten die Nationalsozialisten zum »Sturm auf die Hochschulen« aufgerufen, Speers technische Hochschule war zu einem Zentrum nationalsozialistischer Bestrebungen geworden, deren Anhänger sich verstärkt bei Professor Tessenow einfanden. Der war zwar erklärter Hitler-Gegner, doch gab es – ungewollt – Parallelen zwischen seiner Lehre und der Ideologie der Nazis. Tessenows Grundsätze wie »Stil kommt aus dem Volk« und »International kann es keine wahre Kultur geben« wurden von manchen missgedeutet. In seinen Seminaren kam es oft zu hitzigen politischen Debatten unter den Studenten. Speer hielt sich dabei meist zurück. »Ich empfand mich als verspätet«, bemerkte er einmal.

Am 4. Dezember 1930 sprach Hitler zu Studenten der Berliner Universität und der Technischen Hochschule. Seine Seminarteilnehmer bedrängten Speer, an der Veranstaltung in der »Neuen Welt«, einem Versammlungssaal in der Neuköllner Hasenheide, teilzunehmen. In der heruntergekommenen Halle, in der sonst derbe Bierfeste der Berliner Arbeiterschaft stattfanden, hatte sich diesmal ein »besseres« Publikum eingefunden. »Es schien, als ob nahezu die ganze Studentenschaft Berlins diesen Menschen hören und sehen wollte, dem von seinen Anhängern so viel Bewundernswertes, von seinen Gegnern so viel Übles nachgesagt wurde«, beschrieb Speer die Szenerie im Rückblick. Mehr als 5000 Menschen drängten sich in dem schmutzigen Festsaal, die Atmosphäre war bereits vor Hitlers Erscheinen aufgeheizt. Auch Professoren nahmen an der Veranstaltung teil, »ihre Anwesenheit erst machte eigentlich die Veranstaltung beachtenswert und gesellschaftsfähig«, notierte Speer in seinen »Erinnerungen«. Albert Speer kannte Hitler bis dahin nur von Plakaten und Karikaturen. Dort war er meist im Uniformhemd, mit Schulterriemen und Hakenkreuzbinde am Arm dargestellt. Als Speer ihn nun zum ersten Mal leibhaftig sah, war er überrascht: Hitler hatte sich seinem gehobenen Publikum angepasst und erschien in dunklem Anzug mit Krawatte, »auffallend demonstrierte er bürgerliche Korrektheit, alles unterstrich den Eindruck vernünftiger Bescheidenheit«, erinnerte sich Speer. Stürmisch wurde Hitler von seinen Anhängern begrüßt, es dauerte Minuten, bis der laute Beifall abebbte. Dann begann er mit leiser, »fast schüchterner« Stimme zu sprechen.



»Ich trat zu Hitler«: Die Rede des Parteiführers in der Berliner »Neuen Welt« war Speers »Erweckungserlebnis«

»Aus diesem Volk heraus ist noch einmal eine Organisation der Höchstwertigen, eine Organisation des Idealismus aufzustellen«, lautete seine Botschaft an die versammelten Akademiker. Der Wolf hatte Kreide gefressen. Geschickt vermied er zu viel Polemik, verlegte sich stattdessen auf »Nation, Volk und Vaterland«. Statt den Untergang zu beschwören, entwarf Hitler ein neues Weltbild, schuf aggressive Zuversicht. Das »Judenproblem« wurde nur »am Rande erwähnt«. Speer hatte einen hysterischen Zirkusredner, einen »schreienden, gestikulierenden Fanatiker in Uniform« erwartet. Jetzt war er beeindruckt: »Hier, so schien es mir, gab es eine neue Hoffnung, hier gab es neue Ideale, ein neues Verständnis, neue Aufgaben.«

Nachdem sich die Versammlung aufgelöst hatte, verlangte es Speer nach Einsamkeit. Nichts war mehr wie zuvor, er ging als »ein veränderter Mensch«. Statt sich seinen Kommilitonen anzuschließen, die den Abend in einem Bierlokal beendeten, fuhr er mit dem Auto hinaus an die Havel. Hitler hatte ihn »in der ersten Begegnung suggestiv berührt« – er sollte ihn nicht mehr freigeben.

Als Speer am 1. März 1931 der NSDAP beitrug und die Mitgliedsnummer 474 481 erhielt, sei dies »ein gänzlich undramatischer Entschluss« gewesen, behauptete er rückblickend. »Auch empfand ich mich jetzt und für

Nachdem er Hitler das erste Mal gehört hatte, war er tief beeindruckt von ihm. Er ging eine ganze Nacht lang spazieren und trat am nächsten Tag der Partei bei. Es war sicherlich eine ideologische Übereinstimmung vorhanden, aber ich glaube, Hitler als Mensch hat ihn diesen Abend mehr beeindruckt.

Gitta Sereny, Speer-Biografen

Ich wählte nicht die NSDAP, sondern trat zu Hitler, dessen Erscheinung mich in der ersten Begegnung suggestiv berührt und seitdem nicht mehr freigegeben hatte.

Speer

immer weniger als Mitglied einer politischen Partei: Ich wählte nicht die NSDAP, sondern trat zu Hitler.«

Fast zwei Jahre sollten vergehen, bis Speer und Hitler einander persönlich begegneten. Als Anfang 1932 die Gehälter für wissenschaftliche Mitarbeiter an der Technischen Hochschule gekürzt wurden, gab Speer seine Assistentenstelle bei Tesenow auf und zog mit seiner Frau nach Mannheim. Dort, so hoffte er, würde er dank familiärer Beziehungen seine bisher »ruhmlos verlaufene« Laufbahn als Architekt ernsthaft beginnen. Doch wegen der Wirtschaftskrise ließen die Bauaufträge auf sich warten. Speer blieb nichts anderes übrig, als an einigen Wettbewerben teilzunehmen – und weiter zu hoffen.

Im Juli 1932 endlich kam der ersehnte Bauauftrag, der die Weichen für Speers weitere Laufbahn stellen sollte. In Berlin liefen die Vorbereitungen zur Wahl an. Speer reiste mit seiner Frau in die Hauptstadt, um »etwas von der erregenden Wahlatmosphäre mitzubekommen« und anschließend zu einer Bootstour auf den ostpreußischen Seen aufzubrechen. Als Besitzer eines Wagens meldete sich Speer bei der NSDAP-Kreisleitung und bot sich als Kurierfahrer an. Bei einem seiner Einsätze sah er auch Hitler wieder, der sich diesmal jedoch alles andere als »seriös« gerierte: Nervös und herrisch »schlug [er] mit einer Hundepeitsche auf seine hohen Stiefelschäfte und machte insgesamt den Eindruck eines unbeherrschten, mürrischen Mannes, der seine Mitarbeiter wegwerfend behandelte«. Doch der Vorfall war für Speer keine Warnung. Als ihn kurz vor seiner Abreise nach Ostpreußen die Nachricht erreichte, die Berliner NSDAP wolle ihn mit dem Umbau des neu erworbenen »Gauhauses« in der Voßstraße beauftragen, zögerte Speer keine Minute. Die Villa befand sich mitten im Regierungsviertel und war für die finanziell angeschlagene Partei eigentlich viel zu teuer. Doch wollte die NSDAP »schon optisch in die nächste Nähe des politischen Kraftzentrums vorrücken«, um auf diese Weise ihre Machtansprüche anzumelden. Etwas weniger anspruchsvoll sah Speers Aufgabe aus: Die Wände sollten einen neuen Anstrich erhalten, kleinere Renovierungsarbeiten waren nötig, die Möblierung musste mangels Mitteln sparsam ausfallen. Einzige Herausforderung für den jungen Architekten war

die knappe Zeitspanne, die für den Umbau zur Verfügung stand. Zum ersten Mal konnte Speer seine organisatorischen Fähigkeiten unter Beweis stellen. Fristgerecht wurde der Bau der Gauleitung fertiggestellt; schriftlich sprach ihm Gauleiter Joseph Goebbels »volle Anerkennung und wärmsten Dank« aus. Auch Hitler begutachtete das neue »Gauhaus« in der Voßstraße und äußerte sich beifällig. »Voller Stolz« kehrte Speer nach Mannheim zurück. Auf den ersten Blick hatte sich an seiner Lage wenig geändert: Der Umbau des »Gauhauses« war finanziell ein Flop, Anschlussaufträge gab es zunächst keine. Doch Speer hatte sich den Ruf erworben, dass er einen Auftrag rasch und zuverlässig erledigen konnte. Damit war der Grundstein für seine Karriere in Hitlers Reich gelegt.

Wir haben es ganz besonders angenehm empfunden, dass Sie trotz der sehr knapp bemessenen Zeit den Umbau so rechtzeitig fertig stellten, dass wir die Wahlarbeit bereits in der neuen Geschäftsstelle in Angriff nehmen konnten.

Goebbels an Speer nach dem Umbau des Berliner NSDAP-»Gauhauses«

Hitler war noch keine drei Monate Reichskanzler, als Speer in seinem Mannheimer Büro einen Anruf erhielt: Gauorganisationsleiter Karl Hanke war am Telefon und bat ihn, nach Berlin zu kommen: »Es gibt hier bestimmt etwas für Sie zu tun.« Jetzt, wo »seine« Partei an der Macht war, sah Speer die Chance gekommen, endlich zu bauen.

Als der junge Architekt bei Karl Hanke wenig später den Entwurf für eine Massenkundgebung zum 1. Mai sah, bemerkte er wenig bescheiden: »Das sieht aus wie die Dekoration zu einem Schützenfest.« Hanke konterte: »Wenn Sie was Besseres machen können, nur los!«

Der 1. Mai 1933 war für das neue Regime ein strategisches Datum. Der Kampftag des politischen Gegners sollte zum Feiertag der »Volksgemeinschaft« umfunktioniert werden. Auf dem Tempelhofer Feld, das bereits in der Kaiserzeit Schauplatz für Paraden gewesen war, wollte der neue Reichskanzler die erste Großkundgebung des »Dritten Reiches« veranstalten. Speer hatte schnell erkannt, auf was es bei dem neuen Auftrag ankam. Im Rundfunk erläuterte der Architekt seinen Entwurf: »Wir sind ... zur Überzeugung gekommen, dass bei der Länge des Feldes von rund 1000 Metern es notwendig ist, dass der Mittelpunkt, von dem aus der Führer spricht, so stark ausgestaltet wird, dass er auch von den entferntesten Menschen als besonders wirkungsvoll empfunden wird.« Speers Pläne fanden großen Anklang bei seinen Auftraggebern. Einzig Speers alter Lehrer Tessenow zeigte sich von den Entwürfen wenig beeindruckt: »Glauben Sie, dass Sie da etwas geschaffen haben?«, fragte der Architekturprofessor



Oben: »Volle Anerkennung und wärmster Dank«: Speer (im grauen Anzug) mit Berliner NSDAP-Größen bei der Einweihung des »Gauhauses«, 1932

Unten: »Regisseur des Regimes«: Himmler bespricht mit Speer (2. von links) die Beisetzung Hindenburgs im Tannenberg-Denkmal in Ostpreußen, August 1934

seinen ehemaligen Assistenten, als der ihm die Pläne vorlegte. »Es macht Eindruck, das ist alles.« Ebender war ja beabsichtigt.

Der 1. Mai wurde nicht nur für Speer zum Erfolg. Die erste Massenkundgebung des neuen Regimes, an der hunderttausende »Volksgenossen« teilnahmen, geriet – letztlich auch dank Speers Inszenierung – zur Machtdemonstration, die verbliebene Gegner vollends einschüchterte. Die nahezu sakrale Aura der Feier förderte das kalkulierte Gefühl von Zusammengehörigkeit und Volksgemeinschaft. »Das Volk ist zum lebendigen Träger des Staates geworden. Seine Feste sind darum im wahrsten Sinne des Wortes ›Volksfeste‹«, resümierte Speer nach der gelungenen Veranstaltung. Speer hatte seine erste Bewährungsprobe bestanden, das NS-Regime ernannte ihn wenig später zum »Amtsleiter für die künstlerische Gestaltung von Großkundgebungen in der Propagandaleitung«. Damit war Speer zum Regisseur des Regimes aufgestiegen – doch bauen durfte er nicht. Professor Paul Ludwig Troost, für Hitler »der größte Baumeister seit Schinkel«, bestimmte die Architektur. Speers Aufgaben beschränkten sich zunächst auf Kulissenbau. Kaum war die 1.-Mai-Feier begangen, als Speer aufgefordert wurde, eine »würdige, dem Anlass angemessene Aufmarschkulisse« für den ersten Nürnberger Parteitag zu gestalten. Auch diesmal sollte der Machtanspruch der Partei bereits in der Bühnenarchitektur zum Ausdruck kommen. Hitler machte die Angelegenheit zur Chefsache und beorderte Speer zu sich nach München ins »Braune Haus«. Zum ersten Mal sollte Speer seinem »Führer« persönlich gegenüberstehen. Doch die Begegnung verlief ganz anders als erwartet. Als Speer Hitlers Arbeitszimmer betrat, war dieser gerade mit der Reinigung einer Pistole beschäftigt. »Legen Sie Ihre Zeichnungen hier drauf«, wies Hitler sein Gegenüber an, ohne Speer überhaupt anzusehen. Dann schob er die PISTOLENTEILE zur Seite, betrachtete Speers Skizzen und sagte knapp: »Einverstanden.« Damit war Speer entlassen.

Doch so kurz die erste Begegnung zwischen Hitler und Speer auch ausgefallen war, wenig später erinnerte sich der Diktator des jungen Architekten. Hitler hatte beschlossen, die Reichskanzlerwohnung in Berlin neu herrichten zu lassen. Sein »Leibarchitekt« Paul Ludwig Troost wurde mit dem Umbau betraut. Doch der Münchner Architekt kannte sich auf dem Baumarkt der Reichshauptstadt wenig aus – die schnelle Fertigstellung des Bauvorhabens war damit gefährdet. Speer, der bereits beim Umbau der Goebbels-Wohnung sein Organisationstalent unter Beweis gestellt hatte, schien für diese Aufgabe wie geschaffen. Hitler beauftragte ihn, bei der Firmenauswahl in Berlin behilflich zu sein und die Arbeiten vor Ort zu

Ein wichtiger Tag im Leben Speers war, als Hitler sich ihm plötzlich auf einem Bauplatz näherte und sagte: »Kommen Sie mit zum Essen!« Dieser kleine 28-jährige Bursche, eingeladen vom »Führer« – das hat ihm natürlich wahnsinnig geschmeichelt.

Gitta Sereny, Speer-Biografie

überwachen. Endlich hatte Speer eine »richtige« Baustelle. Fast täglich erschien Hitler, um die Baufortschritte zu begutachten. Dort, erst Ende 1933, sei der Diktator laut Speers Aussage auf ihn aufmerksam geworden. »Sie fielen mir bei den Rundgängen auf. Ich suchte einen Architekten, dem ich einmal meine Baupläne anvertrauen könnte. Jung sollte er sein; denn wie Sie wissen, gehen diese Pläne weit in die Zukunft. Ich brau-

che einen, der auch nach meinem Tode mit der von mir verliehenen Autorität weitermachen kann. Den habe ich in Ihnen gesehen«, soll Hitler zu seinem Baumeister einmal gesagt haben. Offensichtlich hatte der Diktator Gefallen an dem schlanken, hochgewachsenen jungen Mann gefunden, der ihm distanziert, aber ohne Scheu entgegentrat. Beiläufig lud er Speer zum Mittagessen ein. »Natürlich war ich über diese unerwartete persönliche Geste glücklich, zumal ich wegen seiner unpersönlichen Art nie damit gerechnet hatte«, schrieb Speer später. Da Speers Jacke auf der Baustelle mit Mörtel bekleckert worden war, ließ ihm der Diktator seine eigene – ein deutlicher Beweis seiner Gunst. An der Tafel hatten sich die Paladine Hitlers versammelt, darunter Propagandaminister Goebbels und Reichsmarschall Göring, die den Neankömmling nicht ohne Erstaunen und mit erkennbarer Missgunst begrüßten. Zum ersten Mal erlebte Speer, was es bedeutete, dem engsten Zirkel anzugehören, dessen Mitglieder um Zuwendung ihres »Führers« buhlten und sich gegenseitig belauerten. Der Diktator beherrschte den Kreis; es gefiel ihm, das Ränkespiel seiner Gefolgsleute mit gezieltem Lob und treffsicherer Kritik noch anzustacheln. Speer ließ sich davon nicht abschrecken. Er war 28 Jahre alt, und »nach Jahren des Bemühens« schien sich endlich für ihn das Tor zum Erfolg zu öffnen. »Voller Tatendrang« stellte sich für ihn zunächst überhaupt keine moralische Frage – er war Architekt und wollte bauen. Die Aussicht, in Hitlers Gefolge Baugeschichte schreiben zu können, ließ ihn jeden Zweifel verdrängen. »Für einen großen Bau hätte ich wie Faust meine Seele verkauft. Nun hatte ich meinen Mephisto gefunden«, schrieb er später im Rückblick.

Immer häufiger wurde Speer nun von Hitler zu Tisch gebeten, oder er begleitete seinen Mentor auf ausgedehnten Spaziergängen. Bald wechselten die Gespräche zwischen Hitler und seinem jungen Architekten vom geschäftlichen Ton über in den privaten. Den Diktator und seinen Baumeister verband eine gemeinsame Leidenschaft: die Architektur. Nun

Speer entstammte einer großbürgerlichen Familie, er war ein junger, aufstrebender Architekt, Assistent des berühmten Architekten Tessenow. Nichts von dem subalternen Zuschnitt der Nazi-Größen um Hitler hing ihm an. Er hatte, wie er selbst von sich gesagt hat, kein »ramponiertes Gemüt«.

Er war der Sachliche, mit großem Organisationstalent Begabte. Einer, der allen architektonischen Träumen Hitlers eine Realisierungschance zu geben schien. Dieses stundenlange Pläneschmieden über Riesenarchitekturen verhalf Hitler zu den glücklichsten Stunden. Und Speer bezog aus dieser Zuneigung seine Machtansprüche, ja auch eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber Hitler. Keiner durfte sich bei Hitler so viel herausnehmen wie Speer.

Joachim Fest, Publizist

konnte es vorkommen, dass Speer mitten in der Nacht Anrufe eines Adjutanten erhielt – mit der Aufforderung, Hitler neue Pläne vorzuzeigen, denn »der Führer brauche Ablenkung«. In nächtlichen Sitzungen entwickelten Hitler und sein junger Architekt Visionen monumentaler Bauten, die alle bisherigen Dimensionen sprengen sollten. Doch schien nicht allein die Begeisterung für Architektur diese »seltsame Bruderschaft« zu begründen. Auch als Speer Rüstungsminister wurde, überhäufte Hitler seinen Architekten mit Gunstbeweisen wie kaum einen anderen seiner Paladine. Speer selbst hat sich dazu in seinen Erinnerungen geäußert: »Es gab nur wenige außer mir, die eine ähnlich bevorzugte Behandlung erfuhren. An mir hat Hitler zweifellos besonderen Gefallen gefunden, obwohl ich meiner Art entsprechend zurückhaltend und ungesprächig war. Oft habe ich mich gefragt, ob er auf mich seinen unerfüllten Jugendtraum des großen Architekten projizierte. Doch lässt sich bei dem oft rein intuitiven Verhalten Hitlers kaum eine befriedigende Erklärung für seine sichtliche Sympathie finden.« Doch welche Erklärung gibt es dann für Hitlers »sichtliche Sympathie«? Was sah er in dem jungen Architekten, dem es an fachlicher Erfahrung und Kompetenz mangelte? Offensichtlich verband ihn mit Speer mehr als nur die gemeinsame Passion für die Baukunst. In einem Aufsatz schrieb Hitler 1939, dass er für Speer »die wärmsten menschlichen Gefühle« empfinde. Augenzeugen wie Reinhard Spitzzy, damals Sekretär des Außenministers Joachim von Ribbentrop, bestätigen: »Dass Speer das Wohlwollen des Führers in allerhöchstem Maße genießt, davon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich zum ersten Mal mit Ribbentrop auf den Obersalzberg kam. Speer hatte das Sagen, wenn er dort

Es war wirklich ein Genuss zu sehen, wie die beiden zusammenarbeiteten; aber für uns Sekretäre war es natürlich eine Katastrophe, denn wir blieben dann mit unseren Akten zwei oder drei Tage sitzen. »Speer regiert die Stunde«, hieß es dann. Da ging einfach nichts mehr.

Reinhard Spitzzy, Adjutant bei Außenminister Joachim von Ribbentrop

Speer war ein außerordentlich bescheidener Mann – bescheiden und sympathisch. Er hatte Charme und ist angenehm aufgefallen in dem Kreis auf dem Berghof.

Traudl Junge, Hitlers Sekretärin

Es wird ja gerne von einer homoerotischen Beziehung gesprochen, aber davon habe ich nie etwas gespürt.

Bernd Freytag von Loringhoven, Generalstabsoffizier

war. Und Hitler war begeistert, als ob eine Geliebte käme und ihn besuchte. « Manche wollen in diesem Verhalten eine »starke homoerotische Komponente« erkannt haben, wie der Psychologe Alexander Mitscherlich: »In dieser Verbrüderung fiel Speer offensichtlich die weibliche Rolle zu. Er sollte austragen, was Hitler inspiriert, worin er ihn befruchtet hat. Hitler legt ihm die Welt zu Füßen. Normalerweise macht diese Geste ein Mann vor einer Frau.« Hitler, dem es nicht möglich war, sich emotional einem Menschen vollständig zu öffnen, glaubte offenbar in Speer, der ebenfalls stets Distanz zu seinen Mitmenschen bewahrte, einen Seelenverwandten gefunden zu haben. Er sah in Speer nicht nur einen treuen Gefolgsmann und talentierten Architekten, sondern auch einen »Freund«. Doch muss man sich vor der Vorstellung hüten, Hitler und Speer seien wie »echte Freunde« miteinander umgegangen. Dem Diktator war es trotz aller Sympathie für Speer unmöglich, die Mauer der Kälte, die ihn umgab, vollständig zu durchbrechen. Als Speer vor dem Nürnberger Gerichtshof zu seiner

Beziehung zu Hitler befragt wurde, antwortete er: »Hätte Hitler einen Freund gehabt, wäre ich es gewesen.«

Und Speer selbst? Er war Hitler »verfallen«, wie er in seinen *»Erinnerungen«* bekannte. Vom Augenblick seiner ersten Begegnung mit Hitler habe sich alles verwandelt, sein ganzes Leben ständig wie unter Hochspannung gestanden. Die Londoner Autorin Gitta Sereny, die mit Speer intensive Gespräche geführt hatte, ist überzeugt: »Die Bedeutung von Hitler, diese Gestalt, die den jungen Menschen plötzlich ansprach, und die Macht Hitlers, das war natürlich sehr wichtig in dieser Beziehung, aber es kam noch etwas anderes hinzu: Es gab ein großes Gefühl für diesen Menschen, und das war wohl ein erotisches Gefühl. Aber weder Hitler noch Speer waren im Geringsten homosexuell, das war nicht die Frage, sondern es war wohl ein Vater-Sohn-, aber auch Sohn-Vater-Verhältnis. Das heißt, Hitler nannte ihn natürlich nie anders als Speer oder Herr Speer, nie beim Vornamen, davon war überhaupt gar keine Rede, aber es war ein großes Gefühl zwischen beiden, auf beiden Seiten.« Hitler ließ indes keinen Zweifel

aufkommen, dass er Großes mit seinem jungen Architekten vorhatte. Als Professor Troost am 21. Januar 1934 starb, trat ein Parteigenosse auf Speer zu und gratulierte ihm: »Jetzt sind Sie der Erste!«

Wenig später, Anfang 1934, übertrug Hitler Speer die Planung des Nürnberger Parteitagsgeländes. Damit war Speer vom »Chefdekorateur« des alljährlich stattfindenden Parteispektakels zum Hauptarchitekten der Gesamtanlage aufgestiegen. Auf dem Zeppelfeld sollte die provisorische Holztribüne durch eine feste Anlage ersetzt werden – Speers erster Steinbau. Sein Entwurf ging weit über das Geforderte hinaus. Wenn Hitler verlangte, die Länge eines Gebäudes solle 100 Meter betragen, erzählte Gerdy Troost, Witwe des verstorbenen Münchner Baumeisters, habe Speer widersprochen und gesagt: »200 Meter, mein Führer!« Die Tribüne in Nürnberg sollte fast doppelt so lang wie die Caracallathermen in Rom werden. Hitler stimmte der Megalomanie in Stein voller Begeisterung zu; die Bauarbeiten wurden unverzüglich aufgenommen.

Den Parteitag im Herbst inszenierte Speer erneut mit treffsicherem Instinkt für den gewünschten Effekt. Höhepunkt des Spektakels war der »Lichtdom«: 150 Flakscheinwerfer, im Abstand von je zwölf Metern um die rund 150 000 Versammelten platziert, warfen kilometerhohe Lichtstrahlen in den Nachthimmel. »Alle, die an diesem Abend dabei sind, erfüllen in heiligem Schauer den Mythos Deutschland in ihrer Seele, den nur deutsches Blut ganz zu erfassen mag«, schwelgte der offizielle Parteitagsbericht. »Meine schönste Raumschöpfung«, nannte Speer seine Erfindung später scheinbar arglos. Er, der seine Aufgabe stets als »unpolitisch« bezeichnete, hatte ein Instrument der Verführung geschaffen – es sollte zum Symbol der Verblendung werden. Speer hat seine Mitverantwortung bei der Verführung seiner Mitbürger freilich nie erkennen wollen. »Ich war damals mitgerissen«, sagte er und fügte hinzu, dass er nicht gezögert hätte, »Hitler besinnungslos überallhin zu folgen«. Der Verfüh-

Er war von Hitlers Persönlichkeit gefangen. Er war gefangen, weil er als relativ junger Mann sehr große Verantwortung und einen Zugang zur Macht bekam.

John K. Galbraith, 1945 Verhöroffizier von Speer

Für Hitler war mein Vater der hochbegabte junge Mann, der er selbst hätte sein wollen. Das ist bestimmt ein wesentliches Motiv, das die gegenseitige Abhängigkeit erklärt.

Albert Speer jr., Sohn

Führer zeigt uns Pläne Nürnberg Zeppelfeld. Wahrhaft grandios. Einzigartige Monumentalität. Das hat Speer gut gemacht.

Goebbels, Tagebucheintrag
20. Dezember 1935

Ohne die Vergegenwärtigung dieser vom Nationalsozialismus geschaffenen Form des Aufmarschs als politisches Mittel kann diese Architektur nicht verstanden werden.

Speer über das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg



»Heilige Schauer«: Speers Erfindung, der »Lichtdom«, hier auf dem Nürnberger NSDAP-Partei-tag von 1937

er fühlte sich selbst als Verführter. Als »erster Architekt« Hitlers war er bereit, sich den Vorstellungen seines Bauherrn zu unterwerfen. Und der bot ihm die Möglichkeit, gewaltige Gebäude zu errichten.

Speers absolute Ergebenheit wurde von Hitler honoriert. Im Sommer 1936 übertrug dieser ihm die Aufgabe, ein Gesamtprogramm für Berlin zu entwerfen. Die Pläne sollten zunächst geheim bleiben. Am 30. Januar 1937, dem Jahrestag der »Machtergreifung«, folgte Speers Ernennung zum »Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt«. Für sein neues Amt war Speer mit weit reichenden Vollmachten ausgestattet worden. Er war weder der Partei noch einer Reichsbehörde unterstellt, sondern musste sich einzig Hitler gegenüber verantworten. Doch der Diktator hatte keinen Grund, Speer zu misstrauen: Der mittlerweile 31-jährige Architekt war längst höriger Gefolgsmann. Hatte sich Hitler bei Professor Troost stets als Schü-

ler gefühlt, so konnte er bei Speer endlich sein »architektonisches Talent« ausleben. Ein Filmdokument aus der Zeit belegt das Verhältnis zwischen Speer und seinem »Führer«: Die beiden betreten eine Baustelle, Speer erläutert Hitler die Baupläne. Hitler lässt sich Bleistift und Papier reichen; auf seinem Knie als Unterlage beginnt er zu skizzieren. Speer steht daneben, sieht dem »Meister« ergeben zu. Der drückt ihm anschließend die Skizze in die Hand: »So wird das gemacht.« Dennoch hielt Hitler Speer zweifelsohne für »genial«. Als Speer gegenüber Hitler einmal Zweifel an seinen Fähigkeiten als Baumeister äußerte, meinte der in eifersüchtigem Ton: »Ach Sie, Sie hätten sich immer durchgesetzt.«

Mit der Neugestaltung Berlins hatte Hitler seinem Architekten den »größten Bauauftrag von allen« vergeben, nur vergleichbar, wie er meinte, mit den Bauten Babylons und des alten Ägypten: »Germania«, die neue Welthauptstadt. Der an Größenwahn grenzende Plan sollte den Architekten und seinen Bauherrn die nächsten Jahre beschäftigen. Gebeugt über Zeichnungen und Blaupausen, umgeben von unzähligen Skizzen, sprachen die beiden – meistens nachts – erregt über das neue Antlitz Berlins und entwickelten wahrhaft gigantische Pläne. Dabei überbot Speer oft Hitlers Eingebungen und steigerte seine Vorliebe für Kolossalbauten zu ausufernden Allmachtsfantasien. Manchmal sei sogar Hitler, so Speer im Rückblick, einen Augenblick lang erschrocken gewesen über die Maßlosigkeit der vorgelegten Entwürfe.

Ausgangspunkt für »Germania« war eine zentrale Nord-Süd-Achse, die mit 120 Meter Breite zur »Prachtstraße der Welthauptstadt« werden sollte. Ein gigantischer Triumphbogen, fast fünfzigmal so groß wie der Pariser Arc de Triomphe, und ein ebenso gewaltiger Kuppelbau sollten die spektakulären End- beziehungsweise Anfangspunkte der Zentralachse bilden. Auf der Spitze der 220 Meter hohen Halle sollte »nicht mehr der Adler über dem Hakenkreuz stehen«, sagte Hitler zu seinem Baumeister. »Die Bekrönung dieses größten Gebäudes der Welt muss der Adler über der Weltkugel sein.« Ein davor sich ausbreitender Platz mit Raum für eine Million Menschen war als künftiger Veranstaltungsort für Hochfeste der

Aufgrund meines Erlasses vom 30. Januar 1937 ernenne ich den Architekten Diplomingenieur Professor Albert Speer zum Generalbauinspekteur für die Reichshauptstadt.

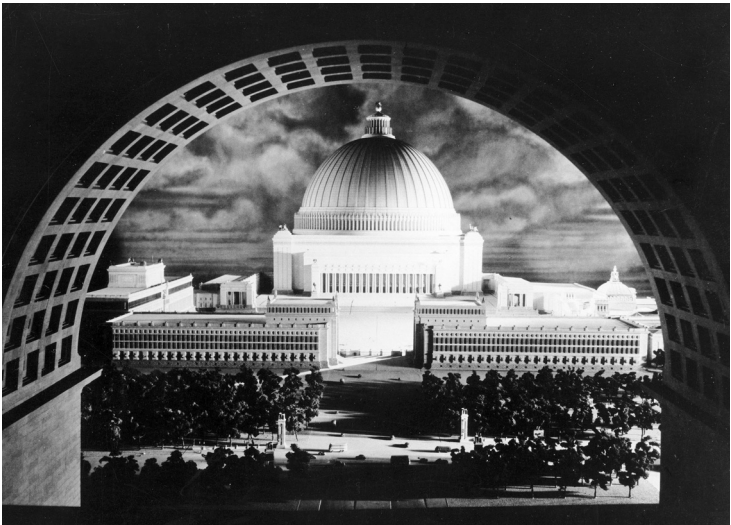
Anordnung Hitlers, 30. Januar 1937

Speer bekommt Auftrag auf Umbau von Berlin. Generalbauinspektor. Das ist schön. Er wird's gewiss schaffen. Wir wollen uns alle mit hineinknien.

Goebbels, Tagebucheintrag
31. Januar 1937

Nicht die Warenhäuser und die Verwaltungsbauten der Banken und Konzerne sollen den Städten das Gepräge geben, sondern die Bauten des Führers.

Speer



Oben: »Hitler war begeistert, als ob eine Geliebte käme«: In oftmals tagelang dauernden Sitzungen entwickelten Hitler und sein Architekt ungeheuerliche Visionen monumentaler Bauten
Unten: »Monumentalität ohnegleichen«: Speers Pläne für die »Welthauptstadt Germania« steigerten den Gigantismus ins Groteske. Blick auf das Modell der »Großen Halle«



»So wird das gemacht«: Speer war bereit, sich Hitlers Vorstellungen von Architektur bedingungslos zu unterwerfen

Einmal wurde die Ost-West-Achse besprochen, und da sagte Hitler plötzlich: »Um Gottes willen, was machen wir denn mit dieser schrecklich plumphen Siegessäule? Weg-tun können wir die nicht, das ist ja ein historisches Monument. Ach was, Speer, geben Sie mir mal Bleistift und Papier! Wissen Sie was? Wir machen diese Säule höher und schieben ein oder zwei Säulentrommeln binein.« So geschah es.

Reinhard Spitz, Adjutant bei Außenminister Joachim von Ribbentrop

Partei, nationale Gedenkfeiern und »Siegesfeste« gedacht. Neben der Kuppelhalle plante Speer den »Palast des Führers«, bei dessen Betreten der Ankommende das Gefühl haben sollte, »den Herrn der Welt zu besuchen«.

Doch zunächst musste für »Germania« Raum geschaffen werden. 52 000 Wohnungen sollten den »Bauten des Führers« weichen, ganze Viertel abgerissen werden. Fast vier Prozent des gesamten Berliner Wohnbestands wären davon betroffen gewesen. Um den »Abrissmietern« Ersatz zu bieten, musste eine schnelle Lösung gefunden werden. Im Protokoll

einer internen Besprechung vom 14. September 1938 heißt es: »...entwickelte Prof. Speer den Vorschlag, der darauf abzielte, die erforderlichen Großwohnungen durch zwangsweise Ausmietung von Juden freizumachen«.

Anfang Januar 1939 wurde die »Hauptabteilung Umsiedlung« geschaffen, welche die Aufgabe hatte, alle Wohnungen in den betroffenen Gebieten zu erfassen und den Bewohnern Ersatzunterkünfte zuzuweisen. Speers neue Behörde registrierte ab Anfang 1939 23765 so genannte Judenwohnungen. Das »Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden«, das im April 1939 verkündet wurde, bot die Rechtsgrundlage, jüdische Bewohner zu »entmieten« und in »jüdischen Wohnraum« umzusiedeln. Dem »Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt« Albert Speer wurde das »Vorkaufsrecht beziehungsweise die Entscheidung über die erste Neuvermietung oder Verpachtung« eingeräumt.

In einem Fernschreiben vom 27. November

Der Führer muss als Nationalsozialist bauen. ... Das Bauen ist für den Führer kein Zeitvertreib, sondern eine ernste Angelegenheit, dazu bestimmt, dem Willen der nationalsozialistischen Bewegung auch in Stein hohen Ausdruck zu geben.

Speer

Führer steckt ganz in seinen Bauplänen. Speer ist ihm eine gute Hilfe. Berlin wird ein monumentales Gesicht bekommen.

Goebbels, Tagebucheintrag 7. April 1937

Mein Vater hat meinem Großvater einmal seine Pläne für Berlin gezeigt. Mein Großvater hat nur den Kopf geschüttelt und gesagt: »Ihr seid ja alle verrückt geworden.«

Albert Speer jr., Sohn

1940 informierte sich Speer beim Leiter der Behörde nach den »Fortschritten bei der Räumung von 1000 Judenwohnungen«. Die Chronik der Generalbauinspektion vermerkt am 26. August 1941: »Gemäß Speer-Anordnungen wird eine weitere Aktion zur Räumung von rund 5000 Judenwohnungen gestartet. Der vorhandene Apparat wird entsprechend vergrößert, damit die Judenwohnungen trotz allseits bestehender Schwierigkeiten infolge der Kriegslage schnellstens instand gesetzt und mit Abrissmietern aus den dringlich zu räumenden Bereichen belegt werden können.« Was das in der Praxis bedeutete, bezeugt Werner Krisch aus Berlin. Zusammen mit seinen Eltern und seinem Bruder lebte er damals in der Bötzowstraße 53. Am späten Abend des 27. Oktober 1941, gegen 23.30 Uhr, tauchte dort die Gestapo auf: »Uns wurde eröffnet, dass wir einen Koffer packen dürften mit dem Notwendigsten. Alles andere musste liegen bleiben. Auf diese Art und Weise wurden wir aus der Wohnung gewiesen.« Noch am selben Abend musste Familie Krisch den Schlüssel zu ihrer Wohnung abgeben, die Gestapo beschlagnahmte alle Wertgegenstände. In der Synagoge in der Levetzowstraße sammelten sich die jüdischen Bewohner, die man soeben »entmietet« hatte. Später wurde die Familie auf einem Lastwagen zum Bahnhof Grunewald transportiert. Ein Zug brachte sie ins Ghetto Litzmannstadt (Lodz). Seine Eltern und seinen Bruder sah Werner Krisch nie wieder, er überlebte als Einziger der vierköpfigen Familie den Holocaust.

»Umsiedlung« und »Entmietung« der jüdischen Bewohner des Neubaugebiets waren der Beginn einer Kette von Maßnahmen, die in der Auslöschung der Berliner Juden gipfelte. Damit war Speers Übertritt von dem vermeintlich »unpolitischen« Bereich der Architektur in die Politik – und damit auch in die Verbrechen – des Regimes endgültig vollzogen. Er selbst schrieb über diese Zeit: »Ich muss die Empfindung gehabt haben, dass es mich persönlich nichts angehe, wenn ich hörte, wie Juden, Freimaurer, Sozialdemokraten oder Zeugen Jehovas von meiner Umgebung wie Freiwild behandelt wurden. Ich meinte, es genüge, wenn ich mich selber daran nicht beteiligte.« Zum ersten Mal verstrickte sich Albert Speer in die Verbrechen des Nationalsozialismus – und schob die Verantwortung auf »seine Umgebung«

Wenn ich an das Schicksal der Berliner Juden denke, überkommt mich ein unausweichliches Gefühl des Versagens und der Unzulänglichkeit.

Speer, 1981

»Umsiedlung« und »Entmietung« der jüdischen Bewohner des Neubaugebiets waren der Beginn einer Kette von Maßnahmen, die in der Auslöschung der Berliner Juden gipfelte. Damit war Speers Übertritt von dem vermeintlich »unpolitischen« Bereich der Architektur in die Politik – und damit auch in die Verbrechen – des Regimes endgültig vollzogen. Er selbst schrieb über diese Zeit: »Ich muss die Empfindung gehabt haben, dass es mich persönlich nichts angehe, wenn ich hörte, wie Juden, Freimaurer, Sozialdemokraten oder Zeugen Jehovas von meiner Umgebung wie Freiwild behandelt wurden. Ich meinte, es genüge, wenn ich mich selber daran nicht beteiligte.« Zum ersten Mal verstrickte sich Albert Speer in die Verbrechen des Nationalsozialismus – und schob die Verantwortung auf »seine Umgebung«

In der Zeit vom 18. Oktober bis 2. November wurden in Berlin rund 4500 Juden evakuiert. Dadurch wurden weitere 1000 Wohnungen frei und vom Generalbauinspekteur zur Verfügung gestellt.

Chronik der Generalbauinspektion für Berlin, November 1941

Von den Ermordungen der Juden hatte ich keine Kenntnis.

Speer



Guido Knopp

Hitlers Manager

Hjalmar Schacht . Gustav Krupp . Fritz Thyssen . Albert Speer
. Alfred Jodl . Wernher von Braun . Ferdinand Porsche

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-15423-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2006

Die erste große Dokumentation über kometenhaft Managerkarrieren unter Hitler –
Lehrbeispiele für die Verführung zur Macht und schuldhaft Verstrickung.

Aufstieg im Schatten des Hakenkreuzes: Profiteure, Handlanger, Steigbügelhalter und
Duckmäuser. Guido Knopp porträtiert Hitlers effektivste Zuarbeiter, die legendären Drahtzieher
in Wirtschaft, Technik, Finanzwesen und Militär, und protokolliert ihre persönliche Verantwortung
und Verstrickung während der NS-Diktatur.